

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 8

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

BURCKHARDT UND WÖLFFLIN

Als vor beinahe fünfzig Jahren der Briefwechsel zwischen Heinrich von Treitschke und Gustav Freytag erschien, ein schmales und schmuckloses rotes Leinenbändchen, fand er eine begeisterte Aufnahme bei der deutschen Studentenschaft, die wegen ihrer humanistischen Gesinnung und Erziehung zunächst berufen war, ihn ehrerbietig zu empfangen. Wer zu den wenigen noch Lebenden gehört, die, von jenen Stunden der Einkehr bewegt, ihr Gedächtnis treu bewahrten, daher weiß, wie im Kreise seiner Altersgenossen der Inhalt der Briefe im Widerstreit der politischen Ansichten damals zu erregten Debatten führte, wird verwundert auch daran denken, daß die privaten Episteln des Dichters der Ahnen und des Verfassers der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert nicht deshalb den Beifall der Jugend fanden, weil in ihnen historische Dokumente veröffentlicht wurden. Was ihr den tiefsten Eindruck schenkte, war außerdem nicht der stilistische Reiz der Mitteilung, nicht die Grazie und der Humor der Aeußerung oder die literarische Bedeutung. Denn damals war es selbstverständlich, daß Männer von allgemeiner Beachtung von sich aus ein vorbildliches Deutsch schrieben, und so konnte diese heute selten gewordene Uebung nicht auffallen. Nein, es war die freundschaftliche Begegnung von zwei gleichgesinnten, dabei jedoch selbständigen Naturen, ihr schlichtes, edles Menschentum mit seinen starken Leidenschaften und kleinen Schwächen, was sich mit einer ans Herz greifenden Deutlichkeit anzeigte und alle anderen Vorzüge der kleinen Sammlung übertraf.

Fünfundzwanzig Jahre später wurde abermals ein wertvoller Briefwechsel herausgegeben, zwischen dem Bildhauer Adolf Hildebrand und dem durch sein Mäzenatentum bekannten Philosophen Conrad Fiedler. Hier handelte es sich um zugespitzte, fein abgewogene Dialoge über Fragen der Aesthetik und der Bildung, der künstlerischen Erfahrung und der wissenschaftlichen Bedeutung. In diesen an platonische Gespräche gemahnenden, auf stolzer Höhe der beiderseitigen Anrede verweilenden feierlichen Darlegungen fanden die jungen Künstler, in deren Hände das Buch gelangte, trotz aller Dankbarkeit für manche Unterweisung nicht die ersehnte reine und klare Atmosphäre eines Daseins, wie es ihnen nach den schmerzlichen Erlebnissen des Krieges als Ideal vor Augen stand. Sie legten es enttäuscht zur Seite, weil sie mit dem klugen Ahnungsvermögen der Heranwachsenden erkannten, daß diesen Zeugnissen eines wenn auch persönlich nahen Verhältnisses die Resonanz des Menschlichen, die innerliche Wärme der Beziehung mangelte. Ihre erschütterten Existenzen verlangten nicht nach Bereicherung ihrer Kenntnisse, sondern nach dem Beispiel eines mit liebevollen Empfindungen verbundenen gesicherten Selbstgefühls. Je schwerer die Gefahren der Zeit wurden, um so dringlicher meldete sich dieses Bedürfnis nach einer derart beschaffenen rettenden Hilfe. Das gilt erst recht für die Gegenwart.

Daher ist die soeben erfolgte Publikation der Briefe, die Jacob Burckhardt und Heinrich Wölfflin sich geschrieben haben (Verlag Benno Schwabe in Basel), für den Verehrer der Werke der beiden Meister in ihrem Fache der Kunstgeschichte eine willkommene Gabe, um durch sie zu ihrem Wert und ihrem Wesen von neuem hingeführt zu werden, vor allem aber ein hell aufleuchtendes Feuerzeichen als Wegweiser in die Dunkelheit der Zukunft, das einer ratlosen Mannschaft auf dem gefährdeten Schiff der alteuropäischen Bildung den richtigen Kurs anzeigt. Das außerordentliche Ergebnis dieses von Wölfflins Schüler und Nachfolger Joseph Gantner mit einem zuverlässigen Vorwort, das die Umrise der zwei Basler Pro-

fessoren und den gegensätzlichen Gehalt ihrer Tätigkeit wirksam und anschaulich vorstellt, begleitetes Gedenkbuches muß in der pädagogischen, staunenswürdigen Rechtschaffenheit gesucht werden, mit der der ältere, milde, gütig und weise seine Erziehungsbemühungen beginnt und fortsetzt, der jüngere, anfangs schüchtern, dann immer aufnahmefähiger und anhänglicher, die ihm am Baume der Erkenntnis winkenden Früchte frei und sicher herabholt. Eine geistige Disziplin von vorbildlicher Kraft und Dauer hat das Maß des Zusammenkommens beiderseitig nach und nach, in einer immer schneller und inniger verwirklichten Annäherung bedingt und im Austausch der ebenfalls im Laufe der Jahre sich stärker berührenden künstlerischen Glaubensartikel eine wundervolle Gemeinschaft begründet. Daß sie sich aus einer zurückhaltenden Scheu, die bei Burckhardt wie bei Wölfflin ein merkwürdiger Zug ihrer Charaktere blieb, zu einer den großen Altersunterschied nur mehr in der Ehrfurcht des Jüngeren erwiesenen fast geheimnisvoll verlaufenden Entwicklung vollendete, einer Freundschaft bis zur Trennung durch den Tod, mag einem neuen Geschlecht, das den Segen solchen Bündnisses begieriger denn jemals anstreben sollte, romantisch erscheinen. Wölfflins Lehre hat jedoch, nicht obwohl, sondern weil sie sich von Burckhardt entfernte, längst ihren eigenen Platz auf dem Felde der Wissenschaft eingenommen und jedem Einsichtigen verkündet, daß der Erbe und Nachfolger des Alten in seiner klassischen Ueberlegenheit ihm ebenbürtig war und keines stimmungsvollen, nur eines nützlichen Antriebes bedurfte. Sie reichen sich die Hände wie der Vater dem Sohne, ohne irgendwelche Sentimentalität damit zu verknüpfen, ein Umstand, der ihrem Briefwechsel und den von ihm gegebenen Nachrichten über ihren Verkehr die sittliche Weihe verleiht. Wenn wir erfahren, wie sie im ärmlichen Studierstübchen saßen oder einen Spaziergang zum Wein unternahmen, ferner zwischen den Zeilen die Zeichen des wachsenden Vertrauens, der entstandenen Zuneigung wahrnehmen, endlich aus knappen Notizen einen gehäuften Reichtum der Gedanken hervorholen, werden wir an den Freiherrn von Risach im Rosenhause und seinen Zögling, der ebenfalls den Namen Heinrich führt, und den Zauber der poetischen Erfindung Adalbert Stifters erinnert, der in der gleichen Schönheit über dem gottgewollten Eintritt Heinrich Wölfflins in die Klausur Jacob Burckhardts waltete.

Fünfzehn Jahre, von 1882 bis 1897, hat dieser Umgang gedauert, dessen Denkmal durch die schriftlich festgehaltenen Reliquien aus den Beständen des Burckhardt-Archivs und des Wölfflinschen Nachlasses in geziemender Form jetzt errichtet wird. Drei gleich lange Abschnitte von fünf Jahren lassen sich voneinander trennen, drei Perioden mit verschiedenen Vorzeichen, aus welchen hervorgeht, daß es nicht so einfach war, die Brücke des gemeinsamen Verständnisses zu schlagen. Wohl handelte es sich nirgends um das Aufgeben eines prinzipiellen Standpunktes oder um eine Abschwächung von Ansprüchen der kulturhistorischen und kritischen Forschung dort, der philosophisch-aesthetischen Methode hier, denn stets wurde die grundsätzliche Meinung beibehalten. Aber in der Aussprache über die künstlerischen Fragen des Arbeitsgebietes bei einem langsamen Ansteigen des Barometers der «heimeligen» Gefühle wurde ein glücklicher Ausgleich vollzogen, der für die Beteiligten, wie wir aus ihren Worten schließen, eine unversiegbare Quelle der Freude war. Während Burckhardt aus seiner patriarchalischen Reserve austrat und sich mit zustimmender Teilnahme an den eigenwilligen Fortschritten seines Schülers verjüngte, ohne seine bewährten Ueberzeugungen zu ändern, hat Wölfflin die großartige Beherrschung des ungeheuren Stoffs, über die der betagte Polyhistor verfügte, bewundert und ihre von ihm betonte Anwendung auf das Leben selbst zur Nacheiferung als systematisches, organisches Fundament seiner Verpflichtung als Dozent und Schriftsteller angenommen. Das Ausreifen dieser Fähigkeit im stillen zu verfolgen, dürfte eines der schönsten Erlebnisse des Greises gewesen sein.

Zuerst, mit achtzehn Jahren, ein aufmerksamer Hörer im Kolleg und nur gelegentlich als Gast in der Wohnung des Professors, über die Wahl seines Studiums noch unklar, hat Wölfflin bei seinem zweiten Aufenthalt in Basel bereits eine vorläufige Entscheidung getroffen, deren Richtung von der Literaturgeschichte und der Philosophie bestimmt wird. Nach einer griechischen und italienischen Reise mit der Arbeit über «Renaissance und Barock» beschäftigt, klopft er, kräftiger und gelenkiger, wieder an die Türe seines Mentors, der ihn begrüßt wie Goethe den jungen Preller und mit «mehrfachem Händeschütteln» entläßt. Die Korrespondenz wird ausführlicher, ernster und vertraulicher, da neben Angelegenheiten der künftigen beruflichen Stellung besonders formale Probleme behandelt werden und zwei neue Themen, Michelangelo und Poussin, ihre Spuren hinterlassen, Themen, von welchen das erste nachher als ein wichtiger Teil in das Buch über die klassische Kunst eingliedert, das zweite, vielleicht infolge der zögernden Haltung Burckhardts, aufgegeben wurde. Ein aufschlußreicher Satz erhellt wie ein plötzlich einfallender Sonnenstrahl die letzte Wandlung der freundschaftlichen Verbindung: «Die Unterredung, die ich vor acht Tagen mit Ihnen zu führen Gelegenheit hatte, eröffnete mir die Aussicht auf ein Leben, das nach wahrhaft humanen Grundsätzen gestaltet werden könnte. Der eigene Bildner meiner Person, nicht abhängig von dem Zufall eines wechsellvoll da und dort hingeworfenen Daseins... Anschluß an die heimatische Natur. Ausleben dessen, was ich zu sein bestimmt bin (Briefentwurf Wölfflins etwa 10. März 1892).» Der Gipfel ist erreicht und Burckhardts Antrag, Wölfflin als Nachfolger an die Universität in Basel zu berufen, nur die äußere Wiederholung unveränderten Wohlwollens. Nun sind wir auf spärliche Aufzeichnungen angewiesen, solange Wölfflin in Basel weilt, die von Briefen aus Florenz, Rom und Venedig und den Antworten aus Basel immerhin ergiebig ergänzt werden. Die geistige Gleichberechtigung einer Umsicht, deren grandioser Horizont über die weite Welt der Kunst ausgespannt ist, und die harmonische Spiegelung der beiden Individualitäten, Burckhardts und Wölfflins, geben dem Abschluß Fülle und Glanz, die wir mit tiefer Rührung wie eine Sendung aus fernen Ländern, die zu betreten uns nur mehr in der Erinnerung vergönnt ist, aufzunehmen haben.

Gegenüber der monumentalen Einheit und Einfachheit der Persönlichkeit Burckhardts wirkt die aus mehreren Wurzelsäften genährte Gestalt Wölfflins als ein Typus von ungleichmäßiger Formung, was ohne weiteres durch den Abstand des Alters verständlich ist. Der entscheidende Umbruch fand statt, als er die Bekanntschaft Hildebrands machte und verwandte Begriffe des Sehens und Erklärens von Kunstwerken, die er bereits ahnend überdacht hatte, durch die Anweisung des hervorragenden Bildhauers praktisch erprobte. Von dem Vorgange dieses Prozesses sind wir nicht genau unterrichtet und wissen auch nicht, wie Gantner mit Recht bemerkt, ob sich Burckhardt zu der späteren Betrachtungsweise Wölfflins positiv verhalten und wie er sich zu den Schriften von Hildebrand gestellt hat. Die Lücke ist nicht auszufüllen. Trotz dieses Ueberganges zu einer theoretischen Vorstellung, die sich zwar mit Burckhardts «anschauendem» Unterricht traf, aber nach anders gearteten Prinzipien vorging, hat Wölfflins Dankbarkeit nicht für einen Augenblick nachgelassen und dem alten «Köbi», wie er ihn in den Briefen an die Eltern benennt, immer seine Liebe und Verehrung entgegengebracht. Dieser kleine Zug seiner angeblich so kühlen Natur darf nicht unbeachtet bleiben.

In mehreren Aufsätzen wurde nach langen Jahren von ihm ausgesagt, wie er Burckhardts Erscheinung als Mensch und Lehrer schätzte, und ihnen einige, im Gedenkbuche wiederholte Auszüge von Briefen aus dem Vorrat seines Schreibetisches beigefügt. Wölfflin hat gerne über seinen noch im Jahre 1930 in akademischen Kreisen nicht gebührend anerkannten Meister vor einem größeren

Publikum gesprochen, in München und Berlin, in Zürich und Basel. Da hat er in seiner gewohnten Abneigung gegen pathetische Worte vom Katheder herab in einem liebenswürdigen Plaudertone erzählt, wie Burckhardt aussah, wie er sich benahm, wenn er über den Münsterplatz ging oder Klavier spielte. Den Hörern wurde durch reizende Schilderungen ein unvergeßliches Bild vermittelt, und Wölfflin selbst in einen intimen Zusammenhang mit dem Auditorium gebracht, der sonst nicht immer bestand. Die psychologischen Spannungen des Vortrags dank der Eignung Wölfflins für die Charakterisierung von Kunstwerken und Personen erzielten eine lebendige Wirkung.

Ebenso ist bei den Briefen und Dokumenten eine psychologische Bedeutung wahrzunehmen. Aus ihnen lösen sich die beiden Partner heraus zu einer geistigen Auferstehung. Briefe, die nicht *sub specie aeternitatis*, sondern als unbefangene Kundgebungen einer guten Stunde verfaßt wurden, sollen, behauptet man, besser geeignet sein, Menschen wirklich kennenzulernen, als es ihren Büchern gelingen könnte. Der Fall Burckhardt-Wölfflin beweist weder die Wahrheit dieses Glaubens noch das Gegenteil. Bei ihnen stehen die Bücher und die Briefe auf einer Rangstufe, deren Höhe unbestreitbar und keiner literarischen Spitzfindigkeit zugänglich ist. Nicht einmal der Gegensatz der Schreibenden nach Stil und Handschrift, worauf Gantner hinweist, vermag ein Vorrecht für die eine oder die andere Seite zu begründen. In den letzten Jahren haben wir viele Sammlungen von Dichtern und Schriftstellern erhalten, die mit großer Begabung für die Kunst, die Feder über den Briefbogen gleiten zu lassen, ausgerüstet waren, so von Hofmannsthal, Rilke, Hofmiller und anderen. Ihren Scripten fehlt aber meistens das Echo des Gefährten auf dem jenseitigen Ufer und somit ein Stück sichtbarer Realität und überlegender Vergleichsmöglichkeit. Der Briefwechsel Wölfflin-Burckhardt ist wie die Korrespondenz zwischen Freytag und Treitschke, Hildebrand und Fiedler ein Wettkampf kongenialer und widerspruchsvoller Elemente, und vielleicht deshalb zum Erfahren und Verstehen ihrer Lebensenergien besser zu gebrauchen. In ihren Briefen kommt die psychologische Deutung als Vereinfachung der Verschiedenheit eines alten und eines um fünfundvierzig Jahre jüngeren Mannes zur Analysierung der allgemeinen menschlichen Eigenheiten der beiden Freunde vor allem in Betracht. Wenn wir ihr folgen, werden wir auch lernen, in ihrem Sinne zu handeln und einen seltenen geistigen Gewinn davontragen. Das ist ein Buch, von dem Burckhardt sagen würde, daß es «bei Sonnenlicht» zusammengestellt worden sei.

Wölfflin hat einmal angemerkt, mit welcher Freude Burckhardt die Werke des Herodot und des Thucydides las. Im Museum von Neapel befindet sich eine Doppelherme mit den Bildnissen der beiden großen antiken Geschichtsschreiber. Das eine Hinterhaupt ist mit dem anderen verschmolzen, als gehorchten die Worte der beiden Männer ein und derselben leitenden Idee. Das Antlitz aber sieht hüben und drüben nach seiner Seite und wird vom gleichen Licht in verschiedener Weise getroffen. So rühmte einstens Alfred Dove Freytags und Treitschkes Verbindung. So rühmen wir heute Burckhardts und Wölfflins Freundschaft.

HERMANN UHDE-BERNAYS

ZU ALEXANDER LERNET-HOLENIAS ROMAN «DER GRAF VON SAINT-GERMAIN»

So sieht nun Lernet-Holenias Landschaft aus, die einst im Spiel der Sonne strahlte und erzitterte, im Hauch des Windes und der Blumen atmete und webte: «Die Felder lagen voll schmutzigen Februarschnees, das Gewölk war bleifarben. Weithin kreischten Krähen. Der Weg war Schlamm und gelber Schneebrei, in den

Radspuren stand Pferdeharn... Hinter den Hügeln zog sich, mit Strecken gespenstisch schimmernden Schnees und mit schütter scheinenden Wäldern wie mit Schauern schmutziger Tropfen besprüht, das Gebirge. Lautlos drohende Wolken verhüllten es halb.»

Der Glanz über der Welt ist wie weggesaugt, Licht und Farben sind erloschen, Himmel und Erde sind erstarrt. Die Freude ist dahin, die Menschen sind böse geworden. «Es hält mich» — schreibt Branis in Wien — «hier zurück, wo der Verrat hinter jeder Planke, in jeder Telephonzelle, auf jeder öffentlichen Bedürfnisanstalt lauert... Irgend etwas läßt mich nicht von hier fort, obwohl ich weiß, daß ich nichts auf meiner Seite haben werde als ein paar pensionierte Hofräte, ein paar Katholiken, ein paar überzeugte Sozialisten und ein paar Leute von einigem Geschmack... Ich weiß, daß das Verderben hereinbrechen wird, eine Sintflut von widerlichem und tödlichem Schmutz, Welle um Welle vielleicht, und immer neues Feuer und neue Fluten...»

Was hält ihn in Wien zurück, was läßt ihn nicht fort, obwohl er weiß, daß er verloren ist? Das Verhängnis hat ihn in Bann geschlagen, das Verhängnis, das sich allgegenwärtig ankündigt, in der verschmutzten Landschaft mit den lautlos drohenden Wolken, in dem bangen Zwielficht, dem Vorboten einer Sintflut von Schmutz, eines grauenhaften Sturmes, eines qualvollen Untergangs. Der Weg, den Branis an jenem Februarnachmittag durch die Felder nimmt, erinnert an die Pfade zur Unterwelt, die Lernet-Holenia oft geschildert hat. Das Verhängnis heißt Zerstörung. Das Verhängnis ist der Tod, unter dessen eisigem Anhauch die Welt erstarrt, während unter der erstarrten Oberfläche alles sich auflöst, alles zerfällt.

Das ist die Atmosphäre Oesterreichs im Frühjahr 1938, vor dem Ueberfall, der «Wegnahme des Staates». Branis, der so empfindet, ist ein österreichischer Patriot, ein Industrieller, ein gebildeter, schöngeistiger Großbürger. Illusionslos gegenüber der Umwelt und von äußeren Bindungen frei, könnte er ins Ausland gehen. Wenn er vor dem nahenden Verhängnis wie gelähmt an der Stelle des Unheils bleibt, so kommt das daher, daß er, aufs tiefste aufgewühlt, den inneren Halt verloren hat. Ohne Hoffnung, ohne Ausweg, wird er zwar mit dieser Welt, aber nicht mit sich selber fertig. In schauerlicher Vereinsamung kann er die übermächtige Häßlichkeit der Welt, die ihn mit Ekel erfüllt, nur durch die Flucht in sein Inneres abwehren, und hier — wir lesen seine letzte Niederschrift — durchmißt er in einem tragischen Rundgang sein Leben, seine Zeit, das Schicksal seiner Epoche. «Mir ist, als zöge das, was ist, sich von mir zurück, und statt dessen umgäbe mich immer dichter das, was nicht ist», schreibt er. Was ihm an den Lebensnerv greift, das ist die Gleichzeitigkeit, ja — wie ihm scheint — die übersinnliche Verkettung von Ereignissen, die ihn persönlich und den Staat betreffen. «Wenn die Geschicke entschlossen sind, uns wirklich niederzuwerfen, so tun sie sich zusammen, so verzetteln sie sich nicht mehr als einzelne, so sammeln sie sich um uns wie Geier um die Sterbenden auf einem Schlachtfelde.»

Nach einer Prophezeiung des sogenannten Grafen von Saint-Germain, des berühmten Abenteurers aus dem achtzehnten Jahrhundert, sollten die des Esseintes länger dauern, als Oesterreich. Da der letzte jenes Geschlechts, ein Karl des Esseintes der Liebhaber der Frau war, die Branis heiratete, so wird dieser zum Schnittpunkt der Prophezeiung. In dem Augenblick nämlich, da der unmittelbar bevorstehende Untergang Oesterreichs zur Gewißheit wird, erfährt Branis, daß Karl des Esseintes, den er vor vielen Jahren im Streit erschlug, weiterlebt, durch ein «entehrend-lächerliches Unglück» verwandelt in den Sohn, den Branis bisher für den eigenen gehalten hatte. «Denn das Schicksal zu erfahren, bedeutet, ihm ausgeliefert zu sein. Wer es nicht erfährt, fügt sich ihm wie jedem natürlichen Vorgange.»

In diesem Augenblicke auch wird der Funke der Inspiration sichtbar, die den Dichter die Perspektive dieses Werkes gewinnen ließ, die überlegene Perspektive, in der die Weltkrise als geistige Krise erscheint — oder: in der die geistige Krise der Gegenwart sich plastisch aus der Weltkrise heraushebt.

Ein Symbol der Verzweiflung ist der innere Rundgang des vereinsamten Branis, der im Schreiben, in der Besinnung auf sein Leben und seine Zeit nichts anderes sucht, als den inneren Halt, den er verloren hat. So muß er in der Besinnung zweifeln, in der Rechenschaft zweifeln, weil die Rechnung keineswegs aufgeht. Er muß an allem zweifeln, an den Menschen, am Glauben, an der Schöpfung. Das ist die Verzweiflung des Mutigen, ein kühner Zweifel, der bis an die Grenzen der Gotteslästerung dringt.

Die Darstellung des Zweifels ist von einer Plastik, die — der Grundfarbe des Werkes entsprechend — auf jedes Dekor verzichtet. Die großartige, von dramatischer Spannung erfüllte Disputation über die Existenz Gottes ist die Nacherzählung eines Stückes um Pontius Pilatus, das katholische Theologiestudenten heimlich, des Nachts, in ihrem Schlafsaale aufführten. Der gottesleugnerische Pontius Pilatus wird in dem fiktiven Prozeß freigesprochen, Baron Donati, der weltkundige Domherr, der einst als Student den Pontius Pilatus kreiert hat, sagt über die Haltung seines Helden, man könne Gott auf eine Art verleugnen, «daß er dadurch wirklicher wird als durch alle angemäße Sicherheit der Frommen. Denn Gott — um mich theologisch exakt auszudrücken — ist nicht existent, sondern superexistent, nicht wirklich, sondern überwirklich.»

Die Frage bleibt für Branis offen; vielmehr gerät er, von den Ereignissen und den Zweifeln gleichermaßen bedrängt, über diese Frage hinaus. In seinen Gesprächen mit dem Großprior Bouvines kommt er zu dem Schlusse, die Welt sei von allem Anfang so beschaffen gewesen, daß sie aus der Bahn geraten mußte. Hätte Gott sonst seinen eigenen Sohn senden müssen, das Erlösungswerk überhaupt zu beginnen? Wenn Gott sich aber gar, am Ende der Welt, zur Verdammung so vieler Seelen werde entschließen müssen, so sei auch die letzte Hoffnung auf die Rettung der ganzen Schöpfung dahin. Die Schöpfung sei mißglückt, sagt Branis, und später schreibt er: «Ich bleibe dabei, sie *ist* mißglückt, etwa wie der Guß einer Glocke oder eines Denkmals aus Erz — Gott allein weiß, was ihn veranlaßt hat, sich an ihr überhaupt zu versuchen, ja ob er's aus freien Stücken getan oder ob er dazu gezwungen worden ist (etwa durch eine Art von teuflischer Krankheit), so daß er auch gar nicht Herr seiner eigenen Schöpfung wäre und es vielleicht niemals war.»

Das ist die tiefste, die äußerste Verzweiflung. Von den Ereignissen weiter bedrängt, von der wachsenden Unzuverlässigkeit und Bosheit der Menschen betroffen, erinnert sich Branis an eine, wahrscheinlich die erste Erzählung eines «unserer großen Dichter», die Geschichte eines jungen Kaufmannssohnes, den die Häßlichkeit der Welt in den Tod trieb. Mit dieser Huldigung an den jungen Hofmannsthal (der die Geschichte als Sechzehnjähriger schrieb) schlägt Lernet-Holenia wiederum das Schicksalsmotiv an. Die Geschichte des jungen Kaufmannssohnes handelt, dem knabenhaften Dichter unbewußt und doch wie vorgeahnt, von unserm Untergang, sagt Branis und kopiert: «Zuletzt erbrach er Galle, dann Blut — und starb mit verzerrten Zügen, die Lippen so verrissen, daß Zähne und Zahnfleisch entblößt waren und ihm einen fremden, bösen Ausdruck gaben.» Dazu bemerkt Branis: «Dies war sein Ende, und so wird auch unser Ende sein . . .»

Dies wird in der Tat das Ende des Branis gewesen sein. Er sah in der Kärntnerstraße eine tobende Menge und erkannte die ungeheure Gefahr. «Wann war sonst je ein Aufruhr statt mit hungernden Arbeitern, plündernden Bauern und meutern den Soldaten mit Schuljungen aus Bürgerkreisen gemacht worden! Hier aber ward

er mit ihnen gemacht, und die Folgen werden schlimmere sein, als wenn sich an der gleichen Stelle ein tobendes Proletariat drängte. Denn man lasse das Bürgertum los, das niemals Blut getrunken hat, und es wird zuletzt mehr Blut trinken und grausamer sein als die schlimmsten Schlächter der Erde», schreibt der Großbürger Branis.

Das Ende Oesterreichs ist da. Der Kanzler ist gefangengesetzt, die Regierung ist geflohen oder gleichfalls verhaftet. Branis entschließt sich nunmehr, in dieser Nacht zu fliehen. Sehnsüchtig denkt er an die Schönheit, an den goldenen Ueberfluß der Welt: «Ich will auf den Quai du Montblanc treten, ich will die Schwäne auf dem See schwimmen sehen und, in der Ferne, wie Träume aus Schnee und Rosen, die Grandes Jorasses und den Dent du Géant.»

Doch der unglückliche Branis flieht nicht. Könnte er es denn, da er mit sich selber nicht fertig geworden? Schon in seinem Packard, bäumt sich der Vereinsamte auf, und er findet den Tod durch eine tollkühne Verzweiflungstat, die — gräßliche Ironie eines gräßlichen Schicksals — in einem Aktenstück der Geheimen Staatspolizei Wien verzeichnet wird.

Der Untergang Oesterreichs und unseres Branis hätte nicht diese Tiefe, hätte nicht die Allgemeingültigkeit einer Gestaltung der geistigen Krise des Abendlandes erlangt, wenn nicht die niederdrückenden Erfahrungen und bitteren Erkenntnisse der ersten Nachkriegsjahre in den Roman «Der Graf von Saint-Germain» eingegangen wären. Die Geschichte vom Untergang Oesterreichs wird dadurch in eine welthistorische Perspektive gehoben. Dies kann freilich nur ein Dichter, dem die große geistige Schau angeboren ist. Die festgefügte Komposition des Werkes (das im Morgarten Verlag erschienen ist) konnte hier bloß angedeutet werden. Es ist eine vollendete Dichtung.

Eine wirkliche Dichtung, sagt man, ist erlebt und erlitten. Was muß der gelitten haben, der dieses Werk geschaffen hat! Doch ist der Grad der Vollendung das Maß der Ueberwindung.

JOSEF HALPERIN

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Probleme des Westblocks Die öffentliche Meinung des Kontinents wurde in den letzten Monaten durch die zurückhaltende Politik der Labour-Regierung Europa gegenüber enttäuscht. Dennoch täte man den hohen Traditionen der britischen Politik unrecht, wenn man annehmen wollte, daß in einer Frage von so fundamentaler Bedeutung das nationale Interesse durch das parteipolitische gebrochen wird. Jede britische Regierung würde sich mit gewichtigen Bedenken auseinandersetzen müssen. Geht es doch darum, ob England eine europäische Föderation zulassen und ihr beitreten, oder nur eine lose Assoziation befürworten soll, die durch außenpolitische und strategische Abmachungen zusammengehalten, aber nicht durch eine Zollunion oder durch Präferenzzölle zu einem wirtschaftlichen Ganzen integriert wird. Die britische Außenpolitik steht daher vor dem größten Dilemma ihrer diplomatischen Geschichte. Entscheidet sie sich zu einer echten Föderation Westeuropas mit dem Vereinigten Königreich, so würde das Foreign Office auf seinen beständigsten Grundsatz verzichten müssen, keine Bindungen einzugehen, die Englands Stellung von vornherein festlegen, also von einem fait accompli des Auslands abhängig machen. Die ökonomische Bindung führt aber zu einer neuen Wirtschaftsstruktur, die man nicht ohne schwere innere Erschütterungen widerrufen kann, und von der man noch nicht einmal weiß, was sie bringen würde. Die europäische Föderation wird daher besonders von Commonwealthpolitikern wie L. S. Amery bekämpft, der einen bedenken-schweren Artikel «The British Commonwealth and European Unity» in der

National Review (Heft 789) veröffentlicht. Der frühere Staatssekretär für Indien und Burma im Kriegskabinet Churchill rührt nicht bloß den britischen Loyalismus mit der Frage auf, ob fortan statt der Krone ein europäisches Parlament Englands höchste Instanz werden soll, sondern auch die Grundkräfte der britischen Weltmacht, wenn er eindringlich davor warnt, die Prosperität des britischen imperialen Präferenzsystems von Ottawa zugunsten eines prekären, kaum wünschenswerten und sicher undurchführbaren westeuropäischen Präferenzsystems aufzugeben. Da beide Zollunionen unvereinbar sind, würde Englands Beitritt zu einer europäischen Föderation die Welt um den moralischen und ökonomischen Wert des Commonwealth ärmer machen, ohne an seine Stelle ein starkes Europa zu setzen, das sich gegen einen russischen Angriff halten könnte. Entschließt sich aber die Regierung zu einer so waghalsigen Politik, so öffnet sie die Schleusen, die den Markt des Commonwealth vor einer Ueberflutung mit amerikanischen Waren, und England vor einem europäischen Dumping schützen. England würde das Commonwealth, das Churchill gegen die One-World-Politik von Roosevelt und Hull in Amerika zu halten wußte, in Europa verlieren. Noch schlimmer wäre es, die One-World-Politik, deren Zusammenbruch Amery feststellt, durch eine Zwei-Welt-Politik zu ersetzen. Der Friede kann nur durch eine Förderung aller Gruppenbildungen erhalten werden, die den Uebergang zwischen der Anarchie der Nationalstaaten und einer künftigen One-World-Politik bilden. Als solche Gruppen bezeichnet Amery das britische, amerikanische und das russische Imperium. Sie bedürfen der Ergänzung durch ein föderiertes Europa, das sowohl als Warenmarkt wie als politisches Kraftzentrum für den Frieden und den Wohlstand der Welt unentbehrlich ist. Englands Stellung zu ihm entspräche der Stellung Kanadas zu den Vereinigten Staaten. Politisch, ökonomisch, strategisch liiert, meidet es doch Bindungen, die nicht mit der primären Bindung des Commonwealth vereinbar sind. Diese Lösung war nach Amery von 1918—1930 möglich, für die Unterlassung haben wir alle schwer zu zahlen. Amery gehört also zu jenen geistig und politisch hochstehenden Tories, die die Konzeption der Kontinentalpolitik und ihr Gesetz der 5 Imperien akzeptieren, weil sie in ihr die Garantie eines starken britischen Commonwealth erblicken. Es kann ja auch nur ein englischer Kabinettsminister der Kriegsjahre so frei sein, Japans Mission zur Bildung eines ostasiatischen Imperiums anzuerkennen, und zu bedauern, daß Japans autokratische Politik seine Aufgabe zu Fall gebracht habe (Zu den Folgen gehört nun, daß es statt eines ostasiatischen ein russisches China geben wird.) Das Editorial der «National Review» unterstützt Amerys Konzeption durch den Hinweis, daß es ohne einen Warenaustausch zwischen West- und Osteuropa keine Erholung der Welt geben kann. Aber auch die Zeitschriften der Labourparty wie *Tribune* und *New Statesman and Nation* sagen mit fast gleichen Worten wie Amery, daß nichts, was einer ökonomischen Föderation Europas gleicht, für England in Frage kommt, und daß das letzte Wort der britischen Außenpolitik nirgends sonst als in London gesprochen werden darf.

Zeigt sich in diesen Erklärungen ein gesteigertes Machtbewußtsein Englands gegenüber Amerika, so kann man das gleiche in Frankreich England gegenüber beobachten. Nachdem die französische Regierung die russische Einmischung im Bergwerkskrieg zurückgewiesen hat, will sie nun Frankreichs wahre Mission als Europamacht selbstbewußter den angelsächsischen Mächten gegenüber zum Ausdruck bringen. Wie breit die Europabewegung in Frankreich geworden ist, zeigt das Sonderheft von *Esprit* (11) «Les deux Visages du Fédéralisme Européen». Es reiht sich den früheren Sonderheften von «Esprit» durch eine reiche Dokumentation und eine vielstimmige Diskussion an, in der besonders auf die Bedeutung Proudhons verwiesen wird, dessen Föderalismus eben französisch ist, wie der marxische Zentralismus deutsch. Eröffnet der Personalismus Mouniers den europäischen Föde-

ralismus im modernen Frankreich, so stellt sich ihm jetzt die Frage, ob er auch zum Europa Churchills, Marshalls und de Gaulles ja sagen könnte, da doch das sozialistische Europa zum zweitenmal in 30 Jahren das Vereinigte Europa versäumt hat. Das ist das Thema von J.-M. Domenach und Charles Ronsac, die eine Fülle von Tatsachen und Argumenten beibringen, aber auch nicht übersehen, daß das Commonwealth England Zurückhaltung auferlegt. Leider verkennen auch die Personalisten, daß Europa kein Partei- und kein Formproblem mehr ist, da weder der Kapitalismus noch der Sozialismus irgend etwas mit dem Trümmerhaufen der europäischen Souveränitäten ohne ihre Zusammenfassung anfangen kann. Natürlich wird diejenige Macht im zusammengefaßten Europa maßgebend sein, die es zusammenfaßt. Ein solches Studienheft hätte aber nicht die Frage unterlassen können, wie es kam, daß keine sozialistische Regierung zwischen 1918 und 1936, den Jahren der Entscheidung, ein Europa-Programm besaß, wie es ihre Pflicht gewesen wäre. Zweifellos trifft aber auf das ganze Europa des Zwischenkriegs, mit Ausnahme kleiner Gruppen, das prophetische Wort Valérys aus den «Regards sur le monde actuel» zu: «L'Europe aspire visiblement à être gouverné par une commission américaine. Toute sa politique s'y dirige.» Es hat also keinen Grund, sich über seine Ohnmacht zu wundern.

Die Verschwörer Die amerikanische Besatzungsbehörde für Deutschland gibt an der Adresse ihrer «Neuen Zeitung» in München eine Zeitschrift *Der Monat* heraus, deren erste zwei Hefte eine fast schon verwirrend reichhaltige Elite der westlichen Geisteswelt politisch und literarisch vereinigen. Das deutsche Publikum hat hier zum erstenmal Gelegenheit, an den Widersprüchen der Mitarbeiter und an der abgedruckten Kritik der Leser die Spannweite der Diskussionsfreiheit kennenzulernen. Man liest auch im «Monat» (2) James Burnham, dessen Beiträgen das Licht des erfolgreichsten modernen Buchtitels vorausläuft, nicht bestsellerisch, sondern geistig, denn das Wort «The Managerial Revolution» (Die Revolution der Betriebsleiter) hat eine Strukturveränderung des modernen Lebens in seiner ganzen Bedeutung durch eine glückliche Wortprägung selbstverständlich wie ein Axiom gemacht. Burnham behandelt im «Monat» den Verschwörercharakter des Bolschewismus mit der Kenntnis intimer Feindschaft eines trotzkistischen Alt-Redaktors. Obwohl der frühere Pro-Fanatismus nun zu einem Kontra-Fanatismus wurde, ist Burnham der einzige Apostat des Kommunismus, der die Echtheit seines Abfalls durch die fundamentale Entdeckung des Charakters einer Eliteherrschaft beweist. Man muß etwas von Burnhams System kennen, um im zitierten Artikel außer Mitteilungen über die Methoden des Bolschewismus auch etwas über ihren Sinn zu finden. Burnham hat in seinem wichtigen Buch «Die Machiavellisten» (Pan-Verlag, Zürich) die Doktrin dieses Falschspiels von Mythos für die Masse, Rationalismus für die Betriebsleiter-Klasse beklemmend deutlich gemacht, ohne doch angeben zu können, wie unsere Zeit mit diesem Monopolanspruch fertig werden soll. Gerade das will aber der Bolschewismus nicht, der das System der Eliteherrschaft durch Terror verkörpert, und sich, wie Burnham in diesem Artikel richtig feststellt, aus seiner Verschwörertaktik von 1903 bis zum heutigen Tag folgerichtig entwickelte.

In die Verschwörungen des Zwischenkriegs erhalten wir durch die fast schon sensationellen Dokumente aus den nach Washington verbrachten deutschen Akten im *Monat* (2) Einblick. Die Papiere des Generals von Seeckt enthielten auch sein handschriftliches Memorandum an den Reichskanzler Wirth vom 11. September 1922, das der Entdecker und Kommentator dieser Papiere, Julius Epstein, als das Urdokument der Seecktschen Konzeption einer deutschen Aufrüstung in Rußland bezeichnet. Die Grundlage zu dieser Zusammenarbeit bildete der Vertrag von

Rapallo, der Deutschland und Rußland zu einem aktiven Faktor der antifranzösischen Außenpolitik erhob. Daß ein deutscher General die Aufrüstungsmöglichkeiten, die die Politik ihm geschaffen hatte, wahrnehmen wollte, gehört zu seinem militärischen Pflichtenkreis. Ganz anders stellt sich uns aber wieder einmal aktenmäßig die Moral und das politische Denken der Ebert-Republik dar, deren «Erfüllungs»kanzler Wirth durch die von ihm eingeleitete Verschwörung der schwarzen Reichswehr mit der Roten Armee gegen Frankreich zu den Wegbereitern des Nazismus gehört. Zeigt doch das Seecktsche Memorandum mit revoltierender Deutlichkeit, daß jeder deutschen Aufrüstung der Defensivcharakter fehlt und der Vernichtungsdrang innewohnt. Was die deutschen Politiker und Militärs gedacht, gewünscht, gehofft, geplant haben, hat ihr legitimer Erbe Hitler getan. Daß sie mit einem französisch-englischen Krieg rechneten, beweist, wie sehr sie England und Frankreich verkannten. Ihr Ziel war nicht, diesen Krieg durch Verweigerung von Söldnerdiensten zu verhindern, sondern ihn durch Söldnerdienste zu ermöglichen. Daß sie damit die vom Kommunismus gewünschte Schwächung Europas durchführten, konnte der deutsche Gedanke 1939 und 1942 ebensowenig fassen wie 1922. Immerhin hieße es wider das Gebot Berdiajews handeln, Wahrheit über alle Seiten auszusprechen, wollte man verschweigen, daß die Fäden der deutsch-russischen Verschwörung im Arbeitszimmer Lord D'Abernons zusammenliefen. Dort wurde allzu traditionell Weltpolitik gemacht. Der Bolschewismus offenbarte aber hier zum erstenmal seinen Widerspruch zwischen Mythos und Praxis. Vor den Kulissen des Mythos verdammt er die sozialdemokratische Koalition mit bürgerlichen Parteien; hinter den Kulissen betreibt er die Konspiration mit der Reaktion. Er wandelte sich scheinbar durch die Politik der Koalition in der Volksfront; er bleibt unwandelbar innerhalb der Koalition Verschwörer bis zur «Liquidation» jeder Konkurrenzmacht.

Renaissance der Neger Nachdem in der Kolonialpolitik alten Stils, der gewiß noch lange nicht überwunden ist, der Eingeborene bloßes Ausbeutungsobjekt war, meldet er, der nun unentbehrlicher Träger der Produktion wird, seine Menschenrechte an. Auch die Wissenschaft hat schon seit Jahrzehnten gesucht, ihn als Teil einer einzigen und ganzen Menschheit zu verstehen. Dem stand lange die Theorie des gänzlich anderen, mystisch prälogischen Denkens der Naturvölker von Lucien Lévy-Bruhl im Wege. Das ist nun nicht mehr der Fall. Die *Revue Philosophique* hat schon 1947 aus dem Nachlaß ihres verstorbenen Herausgebers die Tagebücher veröffentlicht, in denen dieser seine Theorie des Prälogismus zurückzieht, die besonders französische Theologen und Ethnologen wie Olivier Leroy, Raoul Allier und andere bestritten hatten. *Die Furche* (35) behandelt in einem Aufsatz von Hans von Mukarovsky die Bedeutung dieses Widerrufs, aber auch den Wert einer falschen Fragestellung als Umweg zu tieferer Erkenntnis des religiösen Lebens der Eingeborenen und der gesamt menschlichen Einheit, zu der sie gehören. Hinzuzufügen wäre, daß das, was Lévy-Bruhl in den Naturvölkern fand, in uns selbst archaisch fortwirkt, aber sowohl von ihnen wie von den europäischen Völkern durch andere Kräfte überwunden wurde. Die große europäisch-afrikanische Kulturgemeinschaft, die ja weit in die Vergangenheit zurückreicht, wird einmal wieder entstehen, und Vorarbeit dazu leistet die in Paris und Dakar erscheinende große Zeitschrift *Présence Africaine*, auf die lange schon die besten Franzosen gewartet haben, um einen Boden gemeinsamer französisch-afrikanischer Aussprache zu besitzen. Die Mitarbeit von Gide, Mounier, Monod, Sartre auf französischer Seite wird durch eine Fülle literarischer und wissenschaftlicher Beiträge der jungen afrikanischen Intelligenz erwidert. Auch Richard Wright fehlt nicht, dessen in der ganzen Welt gelesene Bücher «Ich Negerjunge» und «Onkel Toms Kinder» jetzt

im Steinberg Verlag erschienen sind. Wright hat auch zusammen mit Michel Leiris, dem Direktor der afrikanischen Abteilung des Musée de l'Homme das Sonderheft von *Le Musée vivant* redigiert, das die Negerkunst nach ihrer Bedeutung für eine Negerrenaissance und für die europäische Entwicklung befragt. Offenbar glaubt man nicht, daß mit ihrem Einfluß auf Malerei, Plastik, Tanz, Musik ihre Wirkung erschöpft ist. Auf Südafrika beschränkt sich ein Sonderheft von *Studio*, in dem besonders der Beitrag von Walter Battis über das Wunder der Buschmännerkunst in den Felsentälern Afrikas außer neuen Abbildungen dieser magischen Kunst eine Erklärung der historischen Aufeinanderfolge der jahrhundertlang neu übermalten und so erhaltenen Werke gibt. Aus zahlreichen Bildern geht die vorübergehende Anwesenheit von Völkern aus dem ägäischen Kulturkreis in Natal hervor. Bei der großen Bedeutung der Magie in der afrikanischen Welt sei in diesem Zusammenhang auch des neuen Bandes der Sammlung Dalp «Uebersinnliche Erscheinungen bei Naturvölkern» von Ernesto Bozzano empfehlend gedacht.

Katholische Zeitschriften Ricarda Huch hat hier in ihren Erinnerungsbildern von der Münchner Studentenrésistance gegen den Nazismus auch dem Wirken von Carl Muth und Theodor Haecker als Erweckern der Jugend ein kleines Denkmal gesetzt. Sie zitiert das Jugendwort von Muth, der Katholizismus müsse heraus aus seinem kulturellen Gettho. Diesem Gedanken diene Muth mit der Monatsschrift *Hochland*, die jetzt wieder vom Summa-Verlag, Olten, für Deutschland unter der Münchner Redaktion des Muth-Schülers Franz Josef Schöningh im 41. Jahrgang erscheint. Die Prüfung des Nazismus, die Erfahrungen des sozialen, progressiven Katholizismus in Frankreich, die Wirkung des neuen liturgischen Lebens, die Bereicherung der katholischen Philosophie, Wissenschaft, Dichtung, Kunst durch die großen Namen der Gegenwart, drückt sich nun auch im «Hochland» in vielen vorzüglichen Hauptartikeln und im reichen Allerlei der Rubriken Kritik und Rundschau aus. Zahlreiche Namen der modernen Publizisten begegnen einem in der katholischen Presse, in der sie früher keine solche Bewegungsfreiheit besaßen. Auch die Behandlung jüdischer Fragen durch jüdische Mitarbeiter wäre vor dem Krieg nicht so natürlich gewesen wie jetzt, wo «Hochland» Else Lasker-Schüler eine besondere Stellung einräumt. Wir werden diese wertvolle Zeitschrift zu zitieren noch öfters Gelegenheit haben.

In Frankreich hat aber das Leben der katholischen Zeitschrift einen Aufschwung genommen, den wohl niemand in der Zeit eines längst skleros gewordenen Antiklerikalismus vorausgesehen hätte. *Témoignage Chrétien*, der Nachfolger vom «*Temps Présent*», erreicht heute 150 000 Leser und gehört zu den besten und verbreitetsten Wochenschriften Frankreichs. Auch die Auflagen der Monatsschriften übertreffen weit die Ziffern der Vorkriegszeit. Ueberhaupt sind 14 Prozent der Zeitschriften bewußt katholisch. Sie lehnen eine strikt vatikanische Linie ab, stehen mehr oder weniger entschieden auf der Seite der Massen, verhalten sich jeder Ein- oder Zwei-Welten-Politik gegenüber reserviert und haben bei prinzipiellem Gegensatz zum Kommunismus zum Beispiel Kravtschenko einer strengen Zensur unterzogen. Neben den Zeitschriften der französischen Geistigen, wie *Esprit* und Sartres *Temps Modernes*, pflegt die Monatsschrift der Jesuiten *Etudes* die Außenpolitik zum Teil auf Grund ihres eigenen Informationsdienstes. Auch nimmt sie sich mehr als andere katholische Zeitschriften der Bauernschaft an. Religiös-theologisch ist die Monatsschrift *Dieu vivant*, die die Verbindung zum Protestantismus und zur Orthodoxie unterhält. *Economie et Humanisme* arbeitet an der Synthese der im Titel enthaltenen Begriffe. An die große Masse wenden sich etwa 200 Volks- und Verbandsorgane, darunter *La Voix du Pape*, das mit einer Auflage von über einer Million die gelesenste Zeitschrift Europas ist.

Kleine Chronik Die Universität Chicago veröffentlicht unter dem Titel *Round Table* nun bereits über 550 Nummern einer Zeitschrift, die die kontrastierenden Diskussionen der National Broadcasting Company wiedergibt und sie durch zusätzliche Artikel, Karten, Statistiken zu einem wertvollen Informationsmittel der öffentlichen Meinung macht. Jedes Heft enthält eine in sich geschlossene Diskussion. — Eine gute Zusammenfassung der Folgen von 1848 für die deutsche Geschichte veröffentlicht Prof. Rudolf Stadelmann (Tübingen) in der *Deutschen Rundschau* (5). — Eine Ode des englischen Lyrikers W. H. Auden auf Sigmund Freud gibt in 28 Strophen von heute selten gewordener Einfachheit aus innerstem Anteil ein Seelenbildnis analysierender Befreiung. Man liest die schöne Uebersetzung von Elisabeth Mayer in der *Wandlung* (7). — Obwohl die *Deutschen Beiträge* mehr das Gute, das Deutsche zu sagen haben, bringen wollen, und die Bekanntmachung des neuen ausländischen Schaffens den vielen anderen Zeitschriften überlassen, bieten sie doch mit einem Vortrag von Leo Schestow über Kierkegaard und Dostojewskij (Heft 4) eine der wesentlichsten Untersuchungen zum Verhältnis beider Denker untereinander und zu Hegel. — Es ist eine imponierende Leistung, daß *Die Quelle*, eine Zeitschrift für Theater, Musik und Film, die Krise überstehen konnte. Jedes Heft bringt unter anderem ungekürzte Dramen, und Heft 6 nichts Geringeres als Valéry's «Mein Faust» in der Uebertragung von Hermann Sauter und Friedhelm Kemp. — Die literarische Monatsschrift *Welt und Wort* gibt eine zuverlässige Uebersicht über neue deutsche Bücher, behandelt literarische Probleme im ersten Teil, während der zweite Teil in über hundert kurzen Rezensionen den Büchermarkt vor uns ausbreitet.

FELIX STÖSSINGER

APHORISMEN VON OSWALD SPENGLER

In Deutschland wird eine Ausgabe von Werken aus dem Nachlaß Oswald Spenglers vorbereitet. Die «Neue Zeitung» veröffentlicht aus den hinterlassenen Aufzeichnungen des Kulturphilosophen eine Anzahl von Aphorismen, die wir im folgenden wiedergeben.

Es hat noch nie eine Zeit gegeben, in welcher der Sinn für Einsamkeit so gänzlich vergessen war. Bevor das Jahrhundert zu Ende geht, werden Menschen von tieferem Geist sich mehr dem Nachdenken über den Sinn des Lebens und der Zurückgezogenheit zuwenden als der Wissenschaft und Technik, die heute die Menschen fesselt. Die Europäer werden in den nächsten fünfzig Jahren eine tiefe Verwandlung ihres Charakters durchmachen, und diese Verwandlung wird das Schicksal ihrer Kultur bestimmen.

*

Die alten Formen (der Kultur, der Politik und so weiter) sind nichts mehr wert. Das ist richtig. Aber das liegt nicht an ihrem Zerfall, sondern an unserem. Wir sind die großen Formen nicht mehr wert. Sie setzen Menschen mit Tradition voraus, mit Ehrfurcht, Ethos, Instinkt. Wir kennen nur noch Kritik und Vorteile. Wir sind gemein geworden, aber jene Formen waren vornehm.

*

Die «Natur» ist ein Reflex der Seele, und zwar nicht nur der Seele «als Erscheinung», sondern und vor allem der Seele «an sich». Deshalb ist, wie Fichte wohl zuerst sah, der Umstand, welche Weltanschauung man habe, nichts weniger als ein Beweis für die Welt, sondern ein Symptom unserer selbst. Daher sind Theorien wie die unreinlichen Phantasien der Freud-Schule, Wedekind et cetera wertvoll. Alles auf Sexus zurückzuführen (das geht natürlich, ebenso wie auf

Wille oder Verdauung oder Eros, weil das alles Seiten identischen Geistes sind), kennzeichnet aber die Zeit, in der das gesagt wird.

An den Leib zuerst denken, die Seele als Akzidens empfinden — das war immer der Anbruch des Endes!

*

Natur ist das Weltgefühl, aus welchem der Mensch hoher Kulturen den Eindrücken seiner Sinne Bedeutung und Gestalt gibt. Geschichte ist das Bekenntnis, das er von seiner inneren Existenz ablegt.

*

Das Kloster ist noch nicht wieder eine notwendige Erscheinung in dieser Kultur. Es hat noch immer ein unbedeutendes Menschenmaterial, obgleich man das leicht unterschätzt...

Aber ehe das zwanzigste Jahrhundert zu Ende geht, wird das Kloster die Stätte der feinsten Geister sein.

*

Kultur ist Tradition. Je tiefer eine Form, desto langsamer reift sie. Ohne Tradition ist man Barbar, Bolschewik.

*

Gott ist nur für den Kulturmenschen, der organisch fühlt, eine Wesenheit. Noch Goethe hätte sich eine mechanische (= atheistische) Welt wohl vorstellen, aber sich nicht in sie einfühlen können. Der Zivilisationsmensch dagegen kann Gott gar nicht mehr empfinden, weil er die Welt nicht mehr organisch, sondern mechanisch (aus Verarmung) empfindet.

*

Intellektuelle Kritik auf Dogmen anwenden, ist notwendig albern.

Aber das spricht nur gegen die Kritik. Das Dogma steht höher. Diese Kritik ist Mangel an Innenleben.

Jede Religion ist tot, sobald die Seele zum Intellekt einschrumpft, so wie Dom und Palast zu groß sind für die Plebejer der Spätzeit.

*

Nicht die Angst um die Dauer, sondern um den Sinn unseres individuellen Lebens führt zur Verzweiflung.

*

Die wirtschaftlichen Dinge sind heute nur scheinbar wichtiger als die Politik. Die Politik ist stets das erste, ist das Leben selbst.

Aber heute sind die Formen der Tradition verfallen, Dynastie, Parlament, Gesellschaft, ohne die die Politik führerlos ist. Weil der Oberbau der geschichtlichen Mächte in Ruinen liegt, ragen die Kellergewölbe heraus.

*

Wenn die Gewerkschaft der Arbeiterführer zur Diktatur kommt, wirft sie die Arbeiter selbst ins Elend (Moskau), um sich die Herrschaft zu sichern. Die Gewerkschaft betreibt politische Lohnoffensive; ursprünglich — 1830 — war sie als Defensivorgan gegründet, heute ist sie offensiv gegen Bauer und Bürger. Der Streik der Hände wird als «Recht», der Streik der Führerarbeit (Aussperrung) als «Unrecht» bezeichnet. Bis Moskau den Streik mit Maschinengewehren bedrohte.

Berichtigung. Das Keller-Zitat Seite 447 Mitte (Novemberheft) ist durch einen Druckfehler entstellt worden: Selbstverständlich sollte die Mitarbeit an den Cottaschen Zeitungen Kellers «*poetischem* Schaffen eine ruhige Grundlage» geben.